

Die Entstehung des Lebens.

Von Dr. S. Riehe.\*)

Das Leben hat eine Geschichte so gut wie seine höchste Form, der Mensch, und wie die Erde, die ihn und das übrige Leben trägt. Hat es aber auch ewig bestanden, wie die Stoffe und die Kräfte, von denen wir annehmen, daß sie von Anfang an da waren, und ist es ebenso unvergänglich, wie es von diesen gilt?

Wenn wir annehmen, daß die Grundeigenschaften des Lebens stets dieselben gewesen sind, so ist der Schluß unvermeidlich, daß das Leben auf unserer Erde einmal einen Anfang genommen haben muß. Denn in ihren frühen Entwicklungsperioden haben Bedingungen geherrscht, unter denen heute Lebensprozesse gänzlich ausgeschlossen sind. Die hohe Temperatur, bei der das Wasser nur als Dampfhülle die Erde umgab, machte die Existenz von Leben unmöglich. Erst als die Erdoberfläche erkalte und sich Wasser auf ihr ansammelte, konnte Leben entstehen. Entstand es aber wirklich aus den Elementen der Erde selbst oder kamen Keime von einem andern Weltkörper? Das könnte wirklich so sein. Zwar wären wohl die Meteoriten als Transportmittel nicht geeignet, da sie in glühendem Zustande auf die Erde fallen. Dagegen weiß man, daß sehr leichte Körperchen durch den Lichtdruck fortbewegt werden können; es könnten also wohl auf diese Weise leichte, durch ihre bekannte hohe Lebensfähigkeit für die Reise besonders geschickte Sporen von fremden Welten auf unsere Erde eingewandert sein. Doch würde damit unser Problem nur auf einen anderen Weltkörper verlegt werden, so daß wir um das Problem selbst nicht herumkommen.

Es muß also irgendwann und irgendwo im feuchten Schlamm eine solche Vereinigung von Stoffen zustande gekommen sein, die schon die Eigenschaften des Plasmas zeigte: kleine, schleimige, amöbenartige Klumpchen im Weltmeer. „Im weiten Meere mußt du anbeginnen!“ rät Proteus dem Homunkulus (Rauit II), „und bis zum Menschen hast du Zeit“, sagt Thales später zu ihm. Freilich, denn unsere Phantasie kann sich diese Urwesen nicht einfach genug vorstellen. Die einfachsten Weisen, die wir kennen lernten, die Bakterien, Amöben, sind schon verhältnismäßig hoch entwickelt, da sie schon deutlich einzelne Teile erkennen lassen, die man als primitive Zellorgane ansehen kann und die schon das Resultat einer langen Entwicklung sein müssen. Also noch einfacher müssen die Urwesen sein. Was ihre physiologischen Eigenschaften angeht, so kann man annehmen, daß die Urwesen thermophil (wärmeliebend) waren, vergleichbar den merkwürdigen thermophilen Bakterien, welche sich noch in 70° heißem Wasser herumtummeln. Außerdem muß man an ihren Stoffwechsel noch eine Forderung stellen. Er muß von der Art der grünen Pflanzen sein, da ja die Urwesen noch keine organischen Stoffe vorfinden und allein aus den Bestandteilen der sie umgebenden leblosen Natur schöpfen müssen. Doch dürften es auch nicht etwa kleine grüne Algen gewesen sein, weil die Ausbildung des grünen Chlorophyllapparates schon eine verhältnismäßig hohe Organisationsstufe bedeutet. Also farblose Plasmasmassen einfacher Ernährungsweise, so haben wir uns die Urwesen zu denken. Unter den Bakterien kennt man sogar eine Art, die, was die Ernährungsweise anbetrifft, der obigen Forderung entsprechen würde. Das sind die sogenannten Salpeterbakterien des Ackerbodens, die ganz und gar wie die grüne Pflanze ihre Nahrung aus der anorganischen Natur beziehen, aber dazu nicht des Lichtes und des Chlorophylls bedürfen.

Allerdings gibt es noch eine andere Schwierigkeit. Augenblicklich erhält sich das Leben auf unserer Erde durch das Zusammenwirken verschiedenartiger Organismen. Wie hat sich nun aber ganz im Anfang, als das einfachste Urwesen entstand, das Gleichgewicht der Stoffe erhalten? Ruhte sich nicht binnen kurzem die Erde mit einem Schleim salpeterbakterienartiger Urwesen bedecken, die frei von jeder Konkurrenz sich ungeheuer vermehren und rasch alle in Plasma umföhrbaren anorganischen Stoffe in organischen Verbindungen festlegten? Es wäre ja allerdings denkbar, daß der Ursprung des Lebens nicht einheitlich war, sondern von Anfang an verschiedenen Orten unabhängig voneinander verschiedene Urwesen aus dem „Schlamm geboren“ wurden. Wir wollen uns aber nicht allzu weit in diese Urfragen verlieren, ich wollte nur zeigen, daß

die Physiologie der Urwesen mindestens ebenso viel Probleme bietet, als ihre genöthlich allein diskutierte Struktur und Form. Die Annahme einer Urzeugung ist also eine unabwiesbare Forderung. Weht sie auch jetzt noch auf unserer Erde, etwa in den Tiefen des Meeres vor sich? Früheren Zeiten machte der Gedanke keinerlei Schwierigkeiten. Aristoteles glaubte, daß Frösche und Kasse aus dem Schlamm entstehen könnten, und erst vor wenigen Jahrzehnten ist durch Pasteur endgültig die Vorstellung beseitigt worden, daß Bakterien aus faulenden organischen Flüssigkeiten von selbst entstünden. Für die moderne Biologie gilt der strikte Satz, daß Leben nur von Leben stammt, nie hat man beobachtet, daß aus organischen Bestandteilen etwas Lebendes hervorging. Wohl aber sieht man, wie das Umgekehrte stattfindet kann. Um ein auffallendes Beispiel zu nennen, so sind die Kreideseifen von Kägen einmal Bestandteile lebender Organismen gewesen, da sie aus den Kalkgehäusen niederer Meerestiere bestehen. Wie, wenn es sich mit den anderen Bestandteilen unserer Erde ebenso verhielte, und diese nur ein Ausscheidungsprodukt des Lebens wäre, um so mehr, da fast sämtliche Elemente gelegentlich in Lebewesen gefunden werden? Dieser groteske Gedanke ist tatsächlich ausgesprochen worden. Das Leben soll von Anfang an bestanden haben. Die ganze feuerflüssige Erde war ein Lebewesen. Da aber das Leben dann nur als eine von Anfang an existierende Bewegungsform der kleinsten Theilchen, die die Welt zusammensetzen, definiert werden kann, so verflüchtigt sich der Begriff des Lebens zu einem ganz fremdartigen, weichenlosen Nebel, mit dem der Naturforscher nichts anzufangen weiß.

Kleines Feuilleton.

Charlottenburger Schiller-Theater: „Jugend“.

Das Schiller-Theater feierte den fünfzigsten Geburtstag Halbes mit der Aufführung von dessen berühmtem, unter allen Dramen, die die junge naturalistische Bewegung in der ersten Hälfte der neunziger Jahre brachte, meist gefeiertem Jugendwerk, in dem der Dichter fortleben wird. Der Kern dieser Szenen, der naive und dann so drückend schwermuttsvolle Stimmungsaufreger, prägt sich in vollstimmiger Einfachheit und Kraft unerbittlich der Erinnerung ein. Jugend in ihren Reizen und Hoffnungen, in ihrer wehrlosen Gefangenheit der übermächtigen Triebe erster Liebe gegenüber, in ihrer tauelnden Verblendung, der ratlosen Angst und Scham vor dem Geschlechten — zieht, nachgebildet in schlichter Natürlichkeit am Bild vorüber. Das weniger Gelingen, theatremäßig konstruierte, — der allzu pathetisch warnende Kaplan und die Gewaltthatigkeit des Ausganges — tritt unter diesem Glanze weit zurück. Das Publikum folgte in reger Empfänglichkeit und dankte mit demonstrativem Applaus.

Fräulein Gusti Bäcker, die im Laufe der Jahre zahllose Nachscherepläne vom gewohnten Schlage zu spielen hatte, überraschte durch eine über die oft bewiesene Routine sich weit erhebendes Gemüthe von früher, sprudelnder Ursprünglichkeit. Das ganze Figürchen sederte von verhaltenem Frohsinn und liebenswürdig expansiver Herzlichkeit. Der kindlich rüchhalose Enthusiasmus, in dem das Seelchen dem Wetter Stäubchen entgegenfliegt, kam auf das treffendste zum Ausdruck. Für Partner Walter Wehmann gab Hans zu sehr als dummen Jungen. Etwas davon steht wohl in der Figur, doch diese Dummheit ist im Grunde nur Unerfahrenheit, hat keine Vermischung von Jügen bequem zufriedener Gymnastikart. Im Gegentheil. Nach des Dichters Weisung soll die Gestalt die Anfänge nervöser Jerrissenheit betragen. Um so plastischer trat Raads menschensunderiger und menschenfreundlicher alter Plarter hervor. Eine ausgezeichnete Leistung, die sich in den erregten Szenen des Schlusaktes zu ungewöhnlich tiefer Wirkung steigerte.

Goethes Mutter zur Zeit des Franzosenkrieges.

In diesen Tagen, die viele leiden und Tausende von Frauen aus Sorge um ihre Lieben zagen sehen, ist es von mehr als kulturhistorischem Interesse, sich in die Zeit Goethes zurückzuverlegen und sich das Beispiel echt weiblich-deutscher Mutes in Erinnerung zu rufen, das Goethes Mutter in den — damals so schlimmen — Notaten der französischen Besatz ihren Mitbürgern bot. Wieviel schwere und zudem für Deutschland unglückliche Kriegsjahre hatte Frau Mä mitzumachen! Um 1793, während der für uns so wenig rühmlichen Kampagne gegen die Franzosen, zitterte man in Frank-

furt wochenlang vor einem Ueberfall des Feindes, der das nahegelegene Mainz bereits erobert hatte. Die wildesten und unsinnigsten Gerüchte durchschwärmten die Stadt, und in später Abendstunde erscheint im Nachtgewand und völlig aufgelöst eine Freundin bei Frau Mä und erzählt aufgeregt von glühenden Augen, mit denen die Franzosen von jenseits des Rheins Mannheim bombardierten. Ach was, meinte die alte Dame gleichmütig, das könne doch nicht sein, denn die Kugeln müßten, wenn sie über das breite Wasser geflogen seien, längst wieder kalt sein, bis sie nach Mannheim hineinkämen. Sprachs und legte sich zur größten Verwunderung ihrer ganz verblüfften Freundin ruhig ins Bett. Auch als der weite Hofmarkt, auf den sie von ihren Fenstern blicken konnte, sich mit fliehenden und Fuhrwerk derartig füllte, daß einem angst werden kann, verließ Frau Mä den Kopf nicht, sondern wünscht, daß alle feigen Memmen fortgingen, so setzten sie die anderen nicht an. Inzwischen pflegt sie Verwundete, speist ihre preussische Einquartierung und hat ein „königlich Pläßer“, mit welchem Appetit die Soldaten den Schweinebraten verzehren, den sie ihnen vorsetzt. Abends geht sie in die „Comedie“, damit der Geist frisch bleibt, schläft ihre acht Stunden und ist immer bei gutem Humor. Nur einmal läßt sie sich von der allgemeinen Angst und Verwirrung anstecken. Die Franzosen sind derartig mit Menschen und Eigentum umgegangen, keiner ist mehr seines Lebens sicher, daß Frau Mä auf dringende Vorstellungen ihrer Freunde ihre Möbel und sonstigen Kostbarkeiten in den Keller bringen läßt und mit ihren Mägden auf eine Nacht nach Offenbach zu Madame la Roche „emigriert“. Aber schon am nächsten Tage kehrt sie ganz beschämt wieder in „den goldenen Brunnen“ zurück, und wenn die Franzosen die Stadt auch wieder besähen, sie geht nicht mehr fort. Wohl bricht sie in einem Brief an den Sohn einmal in den Stoßseufzer aus: „Herr jemine! Wahrhaftig die Frau Mä wird recht gebrüllt — Gott! erhalte mir meinen guten Muth und mein fröhliches Gey.“ Ihre gute Natur half ihr über vieles hinweg, unter dem ihre Zeitgenossen fast erlagen. Wie oft vertreibt sie sich die Zeit mit einem Scherz. Wie köstlich schildert sie ihrem Sohne ihre „Flucht“ nach Offenbach, die wirklich gar nicht gefahrlos war, denn die Stadt wurde heftig beschossen und brannte bereits an allen Ecken und Enden; dazu war für viel Geld und gute Worte kein Fuhrwerk zu haben und alles in wildester Aufregung und Verwirrung. Es ist ein Demholen unter Jentlerhand“, gesteht sie selbst über diese schrecklichen Tage, und doch ängstigt sie sich nicht vorher, sondern spart ihre Kräfte für die Unterstützung ihrer Mitmenschen. „Denn wir können dem Rade des Schicksals, ohne zerstückt zu werden, doch nicht in die Speiden greifen.“ Das ist der Grundgedanke ihrer bodenständigen Lebensphilosophie.

Die englischen Kriegspostkarten.

Die englischen Kriegspostkarten haben eine für die Stimmung in der Bevölkerung vielleicht bezeichnende Wandlung durchgemacht. Wie die „Daily News“ feststellen, sind die Karten lange nicht mehr so haherfüllt und siegestrunken wie in den ersten Kriegsmontaten. Vor einem Jahre waren Karikaturen scharfster Art auf Deutschland besonders begehrt, jetzt aber ist eine etwas bescheidene Sentimentalität in der Kartenindustrie vorherrschend. Zwar gibt es noch immer verschiedene „Haharten“, doch sind sie durch die schnell beliebte gewordenen neuen Drude ganz in den Hintergrund gedrängt. Das Publikum hat, wie das Londoner Blatt meint, sein Interesse am Hah eingebüßt. Dafür wächst die Zahl der sentimentalen und lyrischen Bilder von Tag zu Tag. In jedem Schaufenster erblickt man den „Abschied des Soldaten“ und die „Heimkehr des Kriegers“. Die meisten Karten sind auf die sogenannte Aino-Mahfeligkeit zugeschnitten. So sieht man einen jungen Soldaten, der als Silhouette vor einem Feld auf Wache steht, und über ihm, zwischen den ziehenden Wolken des Himmels, erscheint geisterhaft das Gesicht eines jungen Mädchens. Darunter steht: „Denkst Du auch manchmal an mich?“ Sehr beliebt sind auch pathetische Serien mit schluchzenden Schweißern, weinenden Müttern und den Schmerz verbeißenden jungen Leuten in Kaskuniforen.

Notizen.

Theaterchronik. Im Theater in der Adnigggräber Straße muß die für Sonnabend, den 9. Oktober, angelegte Eistauführung von Kleists „Amphitryon“ verschoben werden. Dafür findet die Erstaufführung von Strindbergs Drama „Der Vater“ statt. — Engelbert Humperdinck hat zu Shakespeares „Sturm“ eine umfangreiche Musik komponiert, die bei der Erstaufführung des Werkes in der Volkshöhne am Freitag zur Wiedergabe gelangt.

Rotes Vlamenblut.

40) Von Pierre Broodcoorens.

Die Ellbogen auf dem Schanktisch, fixierte sie ihn mit einer plötzlichen, begehrlichen Flamme ihrer durch das Liebesfieber erschlaften Augen. Er genierte sich sehr, spuckte zwischen seine beiden Zähne. „Ich hab' an einer Frau genug, siehst Du.“ „So heißt's immer, aber dann kommt's anders.“ „Oh, aber bei ihm war's die pure Wahrheit. Er dachte, daß er mit Hilla Citters zufrieden sein könnte.“ Nicht ohne sichtlich Verlegenheit drehte er zwischen seinen Fingern mit ihren ungepflegten edigen Nägeln den Liebesbrief hin und her, dessen rosenfarbene Marke in dem fettigen Umschlag verschwand. Käls stieß mit den Portionen für die vier Radaubrüder, die sich jetzt vernünftiger betrogen, beladen, im Vorbeigehen Souhe an. Souhe suchte mit den Augen einen bequemeren und besser beleuchteten Platz. Entschieden gab es eine besondere Nachricht. Es verhielt sich so: Erst heute morgen hatte er einen vergnügten Brief von Hilla erhalten, in dem sie ihm ausführlich alle Vergnügungen erzählt hatte, die das Weihnachtsfest gebracht hatte. Auch teilte sie ihm mit, daß sie sich auf eine stattliche Hochzeit vorbereitete, die auf den Dreikönigstag fiel und in Riebeck im Gasthaus zum „Weißen Hof“ gefeiert werden sollte. Sie bedauerte von Herzen, daß er nicht kommen konnte, um mit den Leuten vom Coin-des-Tisserands von dem guten Punsch zu trinken. Aus schwerem Herzen und mit verbüsterter Stirn seufzte er auf. Vicus, der mit dem Heißhunger seines krankhaften Zustandes alle Teller rein abgeessen hatte, näherte sich ihm interessiert: „Neuigkeiten, Brüderchen?“ Briefe waren für sie wichtige Ereignisse. In der Regel kam in ihrem Romastleben auf alle zwei, drei Monate einer. Aufmerksam buchstabierte man ihn, um ihn dann stundenlang unermüdbar Zeile für Zeile durchzusprechen. Auch erweckten sie angenehme Erinnerungen und enthielten immer ein liebes Wort für die Freunde. Das machte ihnen Vergnügen. Souhe holte einen Stuhl herbei und richtete sich in dem Lichtstreifen einer Gasflamme ein. Er antwortete Vicus:

„Wahrscheinlich! So Gott will, ist es nichts Ernstes. Denn die Schrift ist mir unbekannt. Sonderbar!“ Auf dem blauen Umschlag hob sich breit, mit dicken, kindlich unsicheren Buchstaben die Aufschrift ab: „An Herrn — Herrn Francois Flohil — bei Herrn Fidore Douffart — in der „Stadt Renaix“ — Rue de la Poste — in Bracungnies (Sainaut).“ Nein, wahrhaftig! Souhe hätte nicht sagen können, warum ihm, als er sein Messer öffnete, die Finger zitterten. Es war eine schreckliche Waffe, mit der man Kaninchen schlachtete. Die breite, scharfe Klinge war aus gutem, englischem Stahl. Sie hatte ihren eigenen, in Nirschhorn eingelassenen Griff zur Scheide. Mit ihrer scharfen Spitze holte Souhe mit einer schnellen Kreisbewegung — wie man Niesmischeln öffnet —, wenn er Kaninchen schlachtete, wie blutige Juchebeln die Augen aus den Höhlen heraus. Ja, es war ein fürchterliches Werkzeug des Todes. Sein Metall warf im Schein des Gaslichtes kurze, kalte Witze. Vorsichtig nahm Souhe den Brief, der ihm auf den Knien lag. Langsam öffnete er den Umschlag. Vor ihm hörte Vicus, die Hand in der Tasche, nicht auf sich zu wundern. Was für ein Aerk, der Flohil! Aber er sah, wie die Frauen des Kameraden zuckten und dann sich mechanisch zusammensetzten. Seine Augen wurden weit und starr, um sich gleich darauf zusammenzukneifen. Sein männliches Gesicht veränderte sich, schien sich an das Papier heften zu wollen, entfernte sich dann lebhaft, wie von einer Wespe beunruhigt. Sein Atem ging heftig. All' diese flüchtigen Eindrücke wiederholten sich wie Reflexe, die die Flamme in den Wasserfugeln der Apothekenschaufenster erregt, in dem bleichen, naiven Gesicht des Harmonikaspielers. „Um Himmelswillen! He, was ist geschehen, lieber Souhe?“ „Nichts, was Dich angeht.“ Seine Stimme war schneidend rau. Seine dicken Finger versuchten links das Papierblatt in den Umschlag zurückzuschieben. Es gelang ihnen nicht und er stopfte das Ganze zornig in die Hosentasche. „Souhe! Freund!“ Er hatte sich erhoben, Souhe mit abschalem Gesicht, weiten Nüstern und starren Augen. Vicus sah, daß er entschlossen war, nichts zu sagen, und daß er nicht gut daran tun würde, noch weiter in ihn zu drängen. „Ein Glas Klaren, Dila!“ Mit schwankendem Schritt hatte Souhe sich zum Schank-

tisch begeben. Als aber die Birrin, während sie ihm ein großes Glas Genever einsoh, ihn fragend anblickte, erwiderte er ihren Blick geradezu mit Feindseligkeit. Dilas Augen zwinkerten. Ihr Gesicht nahm einen Ausdruck freiwilliger Uninteressiertheit an und sie wandte Souhe den Rücken. Aber das war ihm gleichgültig. Er hatte den Trank mit einem Zuge hintergegossen, setzte dann das Glas hart auf das Zink des Tisches zurück und ging, ohne ein Wort zu sagen. Vicus dachte: „Es muß sich um eine eklige Geschichte handeln.“ 2. Jähe Blutwallungen marterten ihm die Schläfe, und Bruchstücke eines alten Liedes von Meve Jofus plagten sein Gedächtnis: „Es verspricht mir mein Schatz Einen teuren Befag. In solchem Flor Komm sein' würdig ich ihm vor.“ Blitzschnell sah er die alte Hege vor sich, wie sie bei der roten Herdgut unter dem mit weichen Kuchfoden überzogenen Kaminmantel Saubohnen ausschülste. Irwischgleich zerrann das Gesicht wieder. Alles war wieder schwarz um ihn. Mit einemmal gedachte er des Briefes und eine glühende Spitze bohrte ihm ins Hirn. „Es ist eine schändliche Lüge, eine Gemeinheit! Ah, Herrgott, gottverflucht!“ Mehrere Male wiederholte er stieren Auges den Fluch, und betäubte sich mit anderen verachtungsvollen, rauhen Worten. Sehr schnell schritt er gerade vor sich hin, indem er mit dem Kermel die finsternen Hauswände streifte. Seine rechte Hand zerknüllte in der Tasche das Stück Papier. Als er die „Stadt Renaix“ verließ, überwältigte ihn ein Schwindelanfall. Sein Blut machte ihn blind wie einen Dachsen unter dem Hammer. Aber schnell hatte er sich wieder gefast, seine Brust wurde wieder frei und log wild die eifige Januarluft in sich hinein, die ihm seine Hitze kühlte. O, allein sein, damit er alles überlegen, die Dinge mit kaltem Blut prüfen konnte! Aber würde er die dazu unerlässliche Ruhe ausbringen können? Immer schlug der Stoß ans Trommelfell, der sein Herz getroffen hatte. Er hatte ein nervöses Lachen. Sein Blut toste in ihm wie eine Wasserflut gegen ihre Dämme. Und der Aufruhr, das Chaos seiner Empfindungen und Gedanken schien dem jähen Draußen des Saftes zu antworten, der ihn erregte. (Fortf. folgt.)

